



Eine Bewegung ins Offene

Annette Pehnt studierte quer über den Globus Anglistik, Keltologie und Germanistik und promovierte über irische Literatur. Sie veröffentlichte Romane und Kinderbücher und wurde für ihre Arbeit unter anderem mit dem »Hermann Hesse« und dem »Kulturpreis des Landes Baden-Württemberg«-Preis ausgezeichnet. Seit 2018 ist sie Professorin am Literaturinstitut Hildesheim. Pehnt bereichert das Institut um viele neue Angebote – von Nature Writing bis zu literarischer Morgengymnastik.

Von Jorinde Markert (Interview) und Daniel Kunzfeld (Foto)

Verstehen Sie sich als Teil einer bestimmten Schreibgegenwart oder Generation?

Zuschreibungen zu Generationen finde ich problematisch. Schreibverwandtschaften oder Nähen ziehen sich für mich durch alle Alter. Schreibgenerationen werden vom Literaturbetrieb gemacht und speisen sich aus externen Wahrnehmungen. Ich finde, man muss sich die Verwandtschaften eigentlich selber suchen.

Können Sie Schreibverwandtschaft an etwas bestimmtem festmachen? Humor, ähnliche Themen, ähnlicher Umgang mit Sprache?

Ich interessiere mich eher für experimentellere Verfahren, wo es auch darum geht, dass sich Sprache selbst reflektiert. Das sind Verfahren, die ich selber gar nicht unbedingt anwende, aber mit denen ich weiter denke. Diesen schrägen Blick, ob er nun von oben, unten oder hinten kommt, finde ich immer spannend. Auch mit Autorinnen, die an der Schnittstelle zu anderen Künsten, zum Beispiel mit Klang oder performativen Mitteln arbeiten, fühle ich mich verbunden.

Interdisziplinarität macht das literarische Feld Hildesheim ja auch aus.

Ja. Das möchte ich noch mehr auskundschaften. Wir haben die Schnittstelle zur Philosophie, zur Musik, zur bildenden Kunst. Ich glaube, viele haben auch Lust auf Kooperationen. Da möchte ich mich gern weiter umschauen. Zum Beispiel Richtung HAWK und möglichen typografischen Experimenten.

Vor welchen Aufgaben stehen Vertreterinnen und Vertreter gegenwärtiger Literatur in- und außerhalb dieses Literaturinstituts?

Das klingt so normativ, als gäbe es festgelegte, definierte Aufgaben. Vielleicht kann ich es eher als Wunsch formulieren. Ich wünsche mir von gegenwärtigen Schreiberinnen und Schreibern, dass sie die Gegenwart mit einer großen Wachheit wahrnehmen und ihren Wahrnehmungsapparat schärfen. Neben all dem, was wir an biografischen Erfahrungen verkörpern, gehören dazu natürlich auch politische Themen und die eigene Sprache, die wir dazu entwickeln, welche zwangsläufig gegenwärtig sein wird. Ich wünsche mir außerdem, dass wir unsere Wahrnehmung so schulen, dass wir keine Verlängerung von stereotypen Zuschreibungen bilden. Gerade heute sollten wir Sprache auf Reproduktion ideologischer Plastikleile hin überprüfen. Und natürlich gibt es immer eine riesige Wolke aus Gerede, Geplauder-

re, Gerüchten; diese Blase an der Oberfläche. Vielleicht stelle ich mir auch vor, dass gegenwärtige Literatur in diese Blase hineinstecken, sie durchdringen kann.

Mir begegnet diese Bezeichnung für das Literaturinstitut häufig. Ist es vereinbar, in einer »Blase« zu leben und zu arbeiten und gleichzeitig, sie zu durchdringen?

Ich höre das auch immer wieder, aber habe es bisher gar nicht so wahrgenommen. Vielleicht liegt es daran, dass ich angefangen habe, als gerade das Projektsemester stattfand, im Rahmen eines sehr politischen Themas, 1968. Unser Projekt hat versucht, auf städtische Realitäten, Hildesheim im Konkreten, zu reagieren. Insofern kam es mir gar nicht wie eine Blase vor, zumal wir auch außerhalb des Campus waren. Abgesehen davon denke ich, das Studium hier kann ein Experimentierfeld sein und dafür braucht es ein bisschen Schutz. Dazu gehört auch, dass in so einem Schonraum kommerzielle Zugriffe erst mal nicht gelten und bestimmte Leistungsmaßstäbe. Im besten Fall macht das freier bei der Suche nach eigenen Formen und Sprachen. Andererseits sind Erwartungen auch hier zu spüren. Es gibt auch hier den Kulturbetrieb und Verwertbarkeitshaltungen, die wir nicht außen vor halten können. Es ist eine sehr dünne und brüchige Blase, die wir kritisch analysieren und untersuchen können.

Hatten Sie vor Ihrem Start konkrete Vorstellungen von Hildesheim?

Ich habe mich natürlich umgesehen. Vorstellungen von außen sehe ich eher nicht bestätigt. Zum Beispiel die Bezeichnung Schreibschule finde ich auf angenehme Weise nicht zutreffend. Es ist ein Experimentierfeld und keine Schule, in der wir uns mit einem bestimmten Stil formieren.

Noch etwas häufig Gehörtes: »Schreiben kann man nicht lernen.« Wie sehen Sie das? Was sollte man in drei Jahren Studium zum Beispiel erlernen?

Wie in allen Künsten gibt es ganz viel zu lernen. Ich glaube, dass wir natürlich auch viel mitbringen müssen. Als Grundausstattung würde ich sehen: ein Begehren, sich mit Sprache zu beschäftigen, und zwar über mehrere Jahre hin, und eine Neugier, Schreiben als Lebensform und Denkform und als Werkzeug zur Auseinandersetzung mit Gegenwart auszuprobieren. Lernen kann man dann, sich mit dem eigenen Schreiben analytisch auseinander zu setzen und sich poetologisch zu befragen. Was habe ich für ein Konzept zum Schreiben und wie verhält sich das zu bestehenden Konzepten inner- oder außerhalb des

Kanons? Und es gibt natürlich das konkrete Handwerk in der Textarbeit, von Plots über Figurenkonstellationen bis hin zu Selbstlektorat.

Können Sie rückblickend feststellen, wie und wodurch Sie Schreiben gelernt haben und sich Ihr Schreiben verändert?

Dahinter steht ja erst mal die Annahme, dass sich mein Schreiben immer weiter verändert. Ich glaube, das trifft auch stark zu. Es ist für mich ein vollkommen ungeschlossener Prozess. Ich gehöre nicht zu den Autorinnen, die ihre eine Stimme gefunden haben und jetzt ein Buch nach dem nächsten schreiben. Ich muss immer wieder, je nachdem welche Fragen mich bewegen, versuchen, neue Formen und Gattungen zu finden. Das ist kein Anfang bei Null, aber ein Schreiben ins Offene hinein. Was ich nie hatte und was das Studium hier bietet, ist die Einbindung in einen größeren Labor-Zusammenhang im regen Austausch mit anderen Studierenden. Das hätte ich mir auch gewünscht.

Wie wichtig ist das Lesen und kritische Besprechen der Texte anderer als Teil des Schreibprozesses?

Das gehört zu den wichtigen Dingen, die ich einüben kann. Es geht dabei um Begrifflichkeiten, um ausdrücken zu können, welches Vorhaben ein Text verfolgt und was ihn interessant macht. Die Herausforderung ist, das außerhalb meiner subjektiven Vorlieben heraus zu finden. Davon lerne ich, auch von meinem eigenen Text zurück zu treten und ihn in einem Wechsel von innen und außen betrachten zu können.

Fügen sich Schreiben und Unterrichten gut zu einem parallelen Vorgang?

Ich bin noch dabei, das auszuloten. Ich nehme das zum Beispiel mit dem Seminar zu Nature Writing im kommenden Semester in Angriff. Daran werde ich sicherlich eigene Schreibprozesse anschließen. Für andere Schreibprojekte, längere erzählende Texte, die über ein paar Jahre laufen, muss ich noch herausfinden, wie das einzuklinken ist. Aber auf Dauer muss das natürlich funktionieren. Ich möchte ja meine Tätigkeit als Schriftstellerin nicht sein lassen. Bei der Kinderliteratur, die ich auch selber schreibe, lässt sich das ebenfalls verbinden. Dazu gebe ich in Hildesheim Seminare.

Sind die Seminare auch für Sie als Lehrperson ein Lernprozess?

Absolut. Es gibt natürlich auch Seminare, wie die Einführung in das elementare Schreiben, wo ich hoffe und

glaube, dass ich mir dieses Handwerk mittlerweile angeeignet habe, sodass ich mir überhaupt anmaßen kann, mich als lehrende Person hinzustellen. Aber es wird immer Seminare geben, die sich entlang meiner eigenen künstlerischen Fragen und Suchen bewegen. Auf lange Sicht, glaube ich, kann es nur so lebendig bleiben.

Sehen Sie Gemeinsamkeiten zwischen Ihrer Art des Schreibens und Ihrer Art des Unterrichtens?

Ich setze beim Schreiben nichts, sondern stelle mir selber Fragen, will also keine fertige Vorstellung durcherzählen, sondern im Schreiben etwas herausfinden. Und das ist auch meine Haltung zur Lehre und zum Umgang mit den Studierenden. Ich habe nicht das Gefühl, aus einer allwissenden Position heraus fixes Wissen in die Welt zu stellen, und das sollen bitte alle lernen. Beim Schreiben nehme ich nie eine allwissende Erzählposition ein, sondern versuche, verschiedene Perspektiven auszukundschaften oder Erzählverläufe ins Offene münden zu lassen. Vielleicht ist das die Gemeinsamkeit: die Bewegung ins Offene. Zumindest hoffe ich sehr, dass ich das als Haltung mitbringe in die Arbeit hier. Eine weitere Parallele ist der Wunsch, immer wieder neue Formen beim Schreiben zu entwickeln. Ich habe angefangen mit relativ klassisch erzählten Romanen und bin inzwischen bei ganz kurzen Formaten, Miniaturprosa. Live Writing als Performance auf der Bühne habe ich probiert. Ich hoffe, dass ich die Neugier bei der Suche nach neuen Formen auch hier einbringen kann.

Haben Sie am Ende dieses Prozesses das Gefühl, Antworten zu finden oder bleibt das Offene offen?

Kommt darauf an, was mit »Antwort« gemeint ist. Ich gebe mir mit jedem Schreibprojekt eine vorläufige Antwort. Ein Sprachgebilde, das meine Reaktion auf meine Arbeitsfrage ist. Das ist zwar vorläufig, aber dennoch fertig, sonst könnte ich ja nie etwas veröffentlichen. Aber der Abschluss einer Arbeitsfrage bedeutet keine endgültige Behandlung des Themas. Wenn ich Texte später lese, ergeben sich sofort neue Fragen. Dann schließen sich schon nächste mögliche Schreibprojekte an. Dann muss ich entscheiden, was am dringlichsten ist. In einen längeren Schreibprozess komme ich nur rein, wenn die Frage dahinter wirklich dringlich für mich ist. Bei einem performativen Schreibprojekt habe ich mit Neurologinnen zusammen gearbeitet an der Frage: Wie denken wir? Dahinter stand die größere Frage: Gibt es ein Selbst, eine Identität? Daraus ist eine Bühnenperformance entstanden. Eine Antwort auf die Frage war das per se nicht, die hat vermutlich niemand. Es war eine Forschungsreise. Aber ich will gar nicht alle meine Fragen abarbeiten. Dann wäre ich ja irgendwann fertig und könnte mich in den Schaukelstuhl setzen.

Vielleicht geht es nicht darum, eine Frage zu haben und sich zur Antwort hin zu schreiben, sondern eine Frage zu haben und sich zur Frage hin zu schreiben, also der Frage einen Körper zu geben?

Richtig. Es sind häufig keine wissenschaftlichen, pointierten Fragen, die man durch ein bestimmtes Forschungsexperiment beantworten könnte. Es können auch sinnliche Fragen sein, die sich aus Wahrnehmungskomplexen ergeben. Was ist ein Körper im öffentlichen Raum? Was heißt Intimität? Was bedeutet älter werden als Frau? Das sind Bereiche ohne klare Begrenzung, die es nicht nur kognitiv auszuloten gilt.

Sie haben in Ihrem ersten Semester in Hildesheim die literarische Morgengymnastik angeboten. Plump gefragt: Wozu ist das gut?

Das ist eine Übung, Impulsen nachzugehen, die vielleicht zu überraschenden Fundstücken verlocken. Wir haben uns morgens vor den regulären Seminaren getroffen. Meistens habe ich ein kleines Ausgangsmaterial mitgebracht, auf das sich dann schreibend spontan bezogen wurde. Manchmal kamen die Impulse von anderen Leuten, sodass ich selber überrascht wurde und auch als Schreibende dabei war. Das ist eine Versuchsanordnung, die von Konsequenzen, vom Nutzdenken befreit ist. Ich glaube schon, dass das künstlerische Arbeiten eine gewisse Disziplin braucht, damit wir nicht immer auf die große Idee warten müssen, um den Schreibprozess in Gang zu halten. Aus kleinen Versuchsanordnungen ergeben sich vielleicht Ideen, die sich in einen größeren Schreibkontext einbetten lassen und die ich nicht aus dem luftleeren Raum generieren könnte. Ähnlich wie beim Improtheater.

Ideen sind auch Übungssache?

Ideen sind auch Übungssache. Bei der literarischen Morgengymnastik ist die Idee außerdem von einem

LITERATURINSTITUT HILDESHEIM

Das Institut für Literarisches Schreiben und Literaturwissenschaft der Universität Hildesheim gehört neben Leipzig, Biel und Wien zu den einzigen Universitätsstandorten im deutschsprachigen Raum, an denen Studentinnen und Studenten in Theorie und Praxis des Kreativen und Literarischen Schreibens umfassend ausgebildet werden. 1998 gründete der Schriftsteller Professor Hanns-Josef Ortheil das Literaturinstitut.

Studentinnen und Studenten produzieren unter anderem die Zeitschrift für junge Gegenwartsliteratur »BELLA triste«, befassen sich mit digitaler Medienproduktion und berichten auf dem Online-Portal litradio.net vom literarischen Geschehen. Alle drei Jahre organisieren sie »Prosanova«, das größte Festival für junge deutschsprachige Gegenwartsliteratur.

kleinen Impuls von außen getriggert. Das heißt, dass ich mich spontan mit einem fremden Material auseinandersetze, wobei immer wieder so kleine Initialzündungen passieren. Die Lyrikerin Elke Erb hat einen ganzen Band produziert, für den sie einige Jahre lang jeden Morgen fünf Minuten lang geschrieben hat. Das Verfahren kann man sich also auch zur Poetik machen.

Überraschen Sie Ihre eigenen Ideen?

Ja, aber eher bei der Lektüre als beim Aus-dem-Fenster-Gucken. Um in einen Schreibprozess zu kommen, brauche ich eine Art Material, das aber viele Gestalten annehmen kann. Überraschende Wahrnehmungen und Ideen kommen mir in der zufälligen Begegnung mit einem Text, einer Landschaft, einem Menschen. Auf Texte reagiere ich oft mit einer eigenen Schreiblust. Dann springt mich etwas an, das mich so interessiert und das plötzlich eine solche Dringlichkeit bekommt, dass ich mich selber schreibend damit beschäftigen muss. Viele Leute, die von sich aus gerne schreiben, kommen sicher von einer Leseerfahrung. Das Schreiben ist auch eine Art der Weiterverarbeitung von Gelesenem.

Häufig wird von Inspirations-Typen gesprochen: visuell, musikalisch, haptisch. Sehen Sie sich da verortet?

Ich war immer sehr sprech- und erzählfixiert. Ich bin jemand, die ihr ganzes Erleben immer artikulieren muss, vor allem dialogisch, und das Schreiben ist für mich eine Verlängerung davon. Musik ist mir aber auch sehr wichtig, das Spielen alleine und mit anderen. Ich meine, dass das auch mit meinem Schreiben zu tun hat. Ich komme zwar nicht vom »spoken word«, also vom ganz klang-orientierten Schreiben. Dennoch kenne ich es, dass mich der Klang von einem Wort zum nächsten führt und dass Sätze wie Klangkörper wirken. Ich glaube, der visuelle Aspekt ist bei mir nicht so ausgeprägt, aber ich kenne Kolleginnen und Kollegen, die durchaus so arbeiten und sich ganze architektonische Schaubilder für einen Text erstellen.

Sie sagen, dass das Schreiben für Sie auch eine Verlängerung vom Dialogischen ist. Heißt das, Sie nehmen Schreiben nicht als zurückgezogenen, einsamen Prozess wahr?

Vielleicht insofern, als dass ich bisher wenig kollektive Schreibformen praktiziere. Im letzten Semester habe ich das für die »BELLA triste« gemeinsam mit Guido Graf ausprobiert. Das fand ich total interessant. Aber

generell läuft für mich ein Schreibprozess auf mich und meine eigene Sprache hinaus, was ich aber überhaupt nicht einsam finde. Es ist ein Luxus, in meinem eigenen Raum für mich zu denken und zu schreiben, dabei nicht ständig Veröffentlichungen im Kopf zu haben. Dennoch sehe ich das Schreiben nicht als nur private Tätigkeit, sondern als Form der Mitteilung. Ein Text ist adressiert. Er richtet sich zwar nicht an eine bestimmte Leserin, aber dennoch habe ich beim Schreiben die Vorstellung, nicht nur für mich zu sprechen. Bei Kinderliteratur andererseits denke ich die Adressierung mehr mit. Dabei stelle ich mir deutlicher eine Erzählsituation vor, die dem mündlichen Erzählen verwandt ist. Wie man eben einem Kind eine Geschichte erzählt, im körperlichen Kontakt und der Intimität der Erzählsituation.

Wie und wann entstand das Interesse an Kinderliteratur?

Ich glaube, da geht es mir wie vielen Schreibenden, dass das Interesse an Kinderliteratur mit den eigenen Kindern kommt. Ich habe drei Töchter und kenne diese Situation des Vorlesens. Und da ich auf alles schreibend reagiere, habe ich mich dann gefragt, wie und welche Geschichte ich gerne für Kinder erzählen würde. Mein erstes Kinderbuch habe ich aus einer konkreten Situation mit meinen Töchtern heraus geschrieben, habe mich mittlerweile aber davon gelöst. Meine Töchter sind inzwischen groß und ich schreibe immer noch für Kinder. Ich merke dabei, dass das eine andere Schreibhaltung ist, wo ich weniger auf Irritation und mehr auf Ermutigung setze. Ich finde es sehr wichtig, dass Kinder in diese ganz schön komplizierte und kaputte Welt nicht verwirrt, sondern ermutigt und gestärkt gehen. Trotzdem muss man Kinder natürlich nicht in so eine Wellness Literatur einspeisen, wo alles glatt und rosa ist.

Wie sieht diese Irritation aus, von der Sie sprechen? Was wird in uns irritiert?

Ich glaube nicht, dass es so einfach ist, dass literarische Texte uns in unseren gesamten Annahmen darüber, wie Gesellschaft funktioniert, irritieren können. Ich spreche eher von einer ästhetischen Irritation, die über Form und Sprache funktioniert. Natürlich können auch Themen irritieren, aber das passiert uns heute millionenfach täglich und dann vergessen wir es wieder. Eine nachhaltige Irritation, die die Kunst leisten kann, geht über ästhetische Mittel. Bei Lektüren, die mich nachhaltig beschäftigen, kann ich häufig nicht mehr sagen, was

der Stoff war, weil es die Sprache oder das Verfahren war, was mich verstört hat und bewirkt, dass ich manche Begriffe nicht mehr so gedankenlos ausspreche wie vorher. Oder mich ertappe, wie ich in ein Versatzstück der vorgefertigten Sprache hinein stolpere. Auf diese Art von poetischem Denken würde ich setzen. Über Themen kann man nur sehr kurzfristig irritieren.

Gibt es eine literarische Form, die Sie besonders reizt auszuprobieren?

Ich möchte vor allem Formen probieren, die mir neu oder fremd sind. Beim dramatischen Text finde ich interessant, dass noch so viele andere Komponenten dazu kommen, von Raum und Licht bis hin zu Spielenden. Aber genau so das ganz Kleine, in Form von Lyrik, also Texten, die nicht erzählen müssen und viel mehr noch auf das Material Sprache abheben. Das ist eine Sparte, in der ich mich noch gar nicht kundig fühle, wie eine Fremdsprache. Es ist schon komisch, wie sich so ein Gefühl von Expertinentum einstellt durch Erfahrungswerte im Umgang mit einer bestimmten Form. Andere Formen, wo man sich wieder als Anfängerin fühlt, werden dann nach und nach aus der Schreibbiografie ausgeschlossen. Dieses kollaborative Arbeiten, das ich mit Guido Graf im Sommer ausprobiert hab, fand ich auch toll. Man gibt dabei Gesamtverantwortung, aber auch ein bisschen Eitelkeit ab. Weiß ja niemand, ob ich diesen tollen Satz geschrieben habe. Das war sehr inspirierend. Ähnlich wie bei der literarischen Morgengymnastik kam Material auf mich zu, auf das ich reagieren musste, auf das ich niemals selber gekommen wäre.

Gibt es konkrete Wünsche Ihrerseits für die Entwicklung des Instituts?

Es wird einige Veränderungen geben, die wir schon diskutieren. Zum Beispiel verständigen wir uns gerade über unseren Literaturbegriff und kommen dort zu einem sehr offenen, prozessualen Verständnis davon, was Literatur sein kann. Das Schreiben für Kinder mit einzufassen habe ich angestoßen. Andere Themen sind der digitale Wandel und damit einhergehend klassische Autorinnenschaft zu hinterfragen, neue Formen mit zu berücksichtigen. Das finde ich auch wichtig, obwohl ich als altmodische, analoge Schreibende aufgewachsen bin. Ich wünsche mir, dass wir bei diesen Veränderungen kooperative Verbindungen mit den Studierenden eingehen und fragen: Was braucht ihr?

Es wurde ja viel thematisiert, dass keine weibliche Professorin am Literaturinstitut vertreten ist, was sich nun mit Ihnen geändert hat. Mir fiel dabei auf, wie bestimmte Themen auf die Lehrpersonen verteilt sind. Die einzigen Seminare zu feministischer und Kinderliteratur werden von den einzigen Frauen im Institut angeboten.

Ich habe das Gefühl, dass wir uns alle bemühen, aber wir sind nun mal mit unseren Schwerpunkten hier. Das

wird sich nach und nach so entwickeln. Ich werde im Bereich der Kinderliteratur für drei Jahre eine Mitarbeiterin einstellen, die bestimmt auch solche Aspekte interessant finden und unterrichten wird. Vielleicht müssen wir das Institut im Ganzen sehen und als Hauptsache, dass diese Themen vertreten sind. Dabei können und müssen wir die Studierenden mehr mit rein holen. Zum Beispiel hat sich für das Sommersemester ein Kollektiv gegründet, das die Sexismus-Debatte wieder aufgreifen möchte. Das Thema ist ja nicht erledigt, weil eine Professorin eingestellt wurde. Ich wünsche mir, dass wir darauf achten, dass das Gespräch weiter geht. Wenn es kritische Positionen gibt, möchte ich mir diese anhören und mich dazu verhalten. Es gab in diesem Streit verhärtete Fronten, aber momentan erlebe ich eine große Gesprächsbereitschaft.

Sie haben sich bereits einige Wochen nach Ihrer Ankunft in Hildesheim der Initiative »Kultur der Selbstkritik« angeschlossen. Ist es Ihnen wichtig, neben den künstlerischen Prozessen auch andere strukturelle Prozesse der Universität zu untersuchen?

Wir wären die Blase in der Blase, wenn wir es nicht täten. Wir arbeiten ja in diesen Strukturen, die durchaus Möglichkeiten vorgesehen haben, uns zu artikulieren. Vielleicht werden diese Möglichkeiten nicht genug wahr genommen. Darüber haben wir ganz praktisch in der Institutsorganisation nachgedacht. Solche Arbeitsgruppen sind kleine, aber strukturell wichtige Schritte, die wir unternehmen können. Die Selbstbeobachtung gehört auch dazu. Wo stehe ich vielleicht selber für diskriminierende Strukturen und bringe die in meine Seminare mit?

In dem Einführungsseminar »Elementares Schreiben« ist eine der ersten Aufgaben, sich die eigene, ideale Schreibwerkstatt vorzustellen, ohne gesetzte Grenzen. Gibt es für Sie eine ideale Schreibumgebung?

Ja, aber das ist ein Wunschkonstrukt. Ich habe über die letzten zwanzig Jahre gelernt, immer und überall zu schreiben. Eine Zeit lang bin ich auf die Nordseeinsel Amrum gefahren. Ich war in einer kleinen Wohnung, konnte jederzeit zum Meer gehen, hatte meinen Hund dabei. Dort hatte ich einen Raum, der fern der alltäglichen Pflichten liegt und einen längeren, intensiven Arbeitsprozess ermöglicht. Im Alltag wird dann doch eher im ICE geschrieben. Ich habe mal eine Aufnahme von Peter Handkes wunderschönem Schreibtisch gesehen. Eine weiß gekalkte Wand, ein altes Fenster zum Garten und auf dem Tisch liegt nur eine einzige weiße Muschel.

Sie könnten sich ein Poster von Peter Handkes Schreibfisch an die Wand hängen.

Ich glaube, das würde mich blockieren.